

„Als jüdische Schülerin entlassen“

Lesung der WERKSTATT GESCHICHTE an der Albert-Schweitzer-Schule Kassel im Stadtmuseum Kassel im Rahmen der Ausstellung „Anne Frank – eine Geschichte für heute“

17. März 2005

Beteiligte:

- Elisa Bischoff
- Wiebke Harle
- Juliane Sachschal
- Stefanie Schäfer

Wir lesen heute aus Texten ehemaliger Schülerinnen der Heinrich-Schütz-Schule, die bis 1930 Studienanstalt und dann bis 1940 Malwida von Meysenbug-Schule hieß. Alle haben eines gemeinsam. Die Texte stammen aus Lebenserinnerungen, im Abstand von ca. 50 Jahren verfasst. Ihre Autorinnen mussten oder wollten Deutschland in der Zeit des Nationalsozialismus verlassen und sie kehrten auch nicht auf Dauer nach Deutschland zurück. Wir stellen ihnen die Autorinnen in Kurzbiografien vor:

ERNA KAUFMANN [Erna Vogel-Kaufmann]

legte 1931 die Reifeprüfung ab und studierte bis 1934 Medizin. 1934 ging sie für einige Zeit nach Mailand und schlug sich dort mit Deutschunterricht und Kinderpflege durch, ehe sie nach England auswanderte, um eine Hebammenausbildung zu absolvieren, nachdem sie bereits vorher die Situation in Palästina „erkundet“ hatte. Dorthin emigrierte sie 1937 und lebte in Kiryat Ono.

DORIS ROTHSCHILD [Doris Weinberg]

besuchte von 1930 bis 1934 die Schule. In diesem Jahr wanderte die Familie nach Monaco aus, da die Berufsmöglichkeiten des Vaters als Zahnarzt in Kassel existenzbedrohend eingeengt worden waren. Das Baccalaureat, das Doris Rothschild in Monaco erwarb, konnte sie - als Staatenlose - nicht zum Studium nutzen; sie erlernte stattdessen den Beruf der Laborantin. Die Kriegsjahre überstand die Familie trotz der deutschen Besetzung. Später lebte sie in Paris

RUTH WERTHEIM [Ruth Baer]

besuchte die Schule seit Ostern 1928 und verließ sie 1934 aus der Unterprima, weil sie keine Aussicht mehr auf die Ablegung der Reifeprüfung hatte. Nach einem halben Jahr auf der Haushaltsschule wanderte sie nach England aus und ging von dort 1938 nach Palästina, wo sie Englisch studierte und als Englischlehrerin tätig war. Später betätigte sie sich auf sozialem Gebiet, und ihr Mann arbeitete für die arabisch-jüdische Verständigung.

LISEL GOLDSCHMIDT [Lisel Kahn]

besuchte die Schule seit 1928 und legte 1934 die Reifeprüfung ab. Nach dem Abitur ging sie nach

Schweden, wohin nach dem Pogrom vom November 1938 und der Haft des Vaters, der ein bekannter Kasseler Rechtsanwalt war, die Eltern 1939 folgten. Ihr Onkel, Ludwig Goldschmidt, ebenfalls Rechtsanwalt, kehrte als einer der wenigen nach dem Krieg nach Kassel zurück und bekleidete ein hohes Richteramt. Sie lebt heute in der Nähe von Stockholm und ist in mehreren Funktionen ehrenamtlich tätig.

GRETCHEN WITEPSKI [Gretchen Cohen]

besuchte die Schule bis zu deren Umzug im Jahre 1930, danach das Oberlyzeum am Ständeplatz, die heutige Jacob-Grimm-Schule. 1934 ging sie nach England und lebte in London. Ihr Vater, Kantor an der Synagoge und ausgezeichneter Sänger, und ihre Mutter kamen 1939 nach, nachdem der Vater im Anschluss an den Novemberpogrom in Buchenwald inhaftiert gewesen war. Ein Bruder emigrierte früh nach Holland, wurde aber dort von den Nazis „eingeholt“ und in ein Lager des Ostens deportiert, wo er umkam. Die anderen Brüder gingen nach Südafrika und England, die Schwester heiratete einen Arzt, emigrierte über Manila, Neu Guinea nach Australien.

ILSE OPPENHEIM [Ajalah Silber]

besuchte die Schule von Ostern 1931 bis zum 30. September 1935, als sie - laut Stammbuch - „ins Elternhaus“ ging. Sie bereitete sich im Rahmen des Hechaluz auf die Auswanderung nach Palästina vor und ging, ebenso wie ihre Schwestern, dorthin, während ihre Eltern in Kassel blieben, dort ghettoisiert und nach Kriegsbeginn zur Zwangsarbeit (der Vater) herangezogen wurden. Im Dezember 1941 wurden sie mit der ersten großen Deportation Kasseler Juden nach Riga verschleppt, wo der Vater Albert Oppenheim 1942 starb. Beim Vorrücken der Front wurde die Mutter Meta Oppenheim in das KZ Stutthof bei Danzig „evakuiert“; wo sich ihre Spuren im Februar 1945, kurz vor der Befreiung, verlieren. Ajalah Silber lebt heute in Kfar Mordechai (Israel).

HILDEGARD CRAMER [Hildegard Berndt]

trat 1932 in die Meysenbugschule ein und verließ sie 1937, weil sie es dort nicht mehr aushielt. Den Besuch auf einer Schweizer Privatschule, auf die sie ihre Eltern anschließend schickten, musste sie ein Jahr später auf Grund deutscher Gesetze abbrechen. Die Auswanderung nach Chile im März 1939 war vor allem motiviert durch die Haft des Vaters in Buchenwald im Anschluss an den Novemberpogrom, nachdem die vom Großvater übernommene Likörfabrik und Weingroßhandlung „Hermann Cramer“ in den Jahren zuvor immer größere geschäftliche Einbußen und Einschränkungen erlitten hatte und in der „Kristallnacht“ geplündert worden war. Während der Haft des Vaters in Buchenwald wurde das Geschäft beschlagnahmt, später „arisiert“

RUTH ENGELBERT [Ruth Rosenthal]

besuchte die Schule seit 1931. Im Juni 1934 ging sie aus der Untertertia ab, um mit der verwitweten Mutter nach Südafrika zu emigrieren, wohin der ältere Bruder bereits ein Jahr zuvor ausgewandert war, da er als Jude in Deutschland nach abgeschlossener Ausbildung keine Arbeit hatte finden können.

ANNEMARIE HOFFA [Annemarie Hoffa de de Aguirre]

war evangelischen Glaubens. Sie trat 1934 in die Schule ein und wurde als letzte auf der Schule verbliebene „jüdische Schülerin“ am 11. November 1938 „entlassen“. 1939 emigrierte die Familie nach Santiago de Chile.

Aus Lebensläufen jüdischer Abiturientinnen der Zeit vor 1933, geschrieben zum Abitur

Kassel, 28.11.1929

Viel Freude hatte ich an Turnen, Spiel und Wanderungen. Besonders die Wanderungen haben mir viel Schönes gegeben. Unvergesslich wird mir die Fahrt in die Rhön im August 1928 bleiben, als eines meiner schönsten Erlebnisse. In den letzten Jahren bekam ich immer mehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Klasse. Es kamen allmählich Bindungen, die, ohne Freundschaften zu sein, zu Gemeinschaft führten. Je fester ich in der Klasse verankert war, desto mehr bekam ich Fühlung mit dem gesamten Schulleben. Dazu trug mein Amt als Helferin viel bei. Ich habe immer große Liebe zu Kindern gehabt. Als Helferin hatte ich reine Freude an meiner Klasse. Ich habe mich entschlossen, später für Kinder zu arbeiten. Ich will Jugendleiterin oder Jugendfürsorgerin werden.

Kassel, den 1. Dezember 1930

ber mit der Schule verknüpfe ich nicht nur den Begriff: pauken! pauken! Auch viel Schönes hat mir die Schule auf anderen Gebieten gegeben, die nicht so eng mit ihr zusammenhängen. Gerne denke ich an die schönen Wanderfahrten zurück, an die zwei größeren Fahrten in das Rheintal und in das Ruhrgebiet. Diese Fahrten zeigten uns nicht nur schöne Gebiete der Erde, sondern wir lernten uns untereinander in der Natur weiter kennen. Wir genossen gemeinschaftlich. Der Begriff Lehrer und Schüler war kaum noch vorhanden, der Verkehr war beinahe freundschaftlich. Kleine Scherze und Erlebnisse in den verschiedenen Jugendherbergen krönten immer eine solche Wanderfahrt.

Aus einem Brief von Erna Vogel-Kaufmann über ihre Schulezeit in der Weimarer Republik

Kiryat Ono, 12.3.1983

Sie fragen, ob ich selbst während meiner Schulzeit in der Weimarer Republik unter Diskriminierung oder Antisemitismus litt. Dies ist schwer zu beantworten. Man muss davon ausgehen, dass jüdische Schüler in dieser Hinsicht sehr empfindlich waren und vielleicht manchmal etwas als Antisemitismus deuteten, was gar nicht diskriminierend gemeint war. Von seiten der Lehrer hatte ich niemals irgendwelche Beschwerden. (...) Beurteilungen von Prüfungen waren absolut gerecht. Was die Klasse betraf, so waren die Schülerinnen der Oberklassen weitgehend an Politik interessiert, meist in Richtung der rechten Parteien. Ich stand mit meinen Klassenkameradinnen fast ausnahmslos gut. Es kränkte mich, dass ich in den vielen Jahren meiner Kindheit niemals zu den Geburtstagsveranstaltungen, die in den Privathäusern stattfanden, eingeladen wurde, und ich muss doch annehmen, dass das von Seiten der Eltern eine Diskriminierung des jüdischen Kindes war. Es bestand hier eine fast gänzlich getrennte Gesellschaft, sodass man schon hier sagen kann, dass die Gleichberechtigung zwar auf dem Papier stand, aber nicht voll durchgeführt wurde.

Erinnerungen von Doris Weinberg, geb. Rothschild (Paris – 1987))

Ich besuchte die Malwida von Meysenbugschule ab April 1930 ... und war sehr gerne auf dieser Schule, wo ich bis 1933 sehr glücklich war. Antisemitische Bemerkungen von einem Lehrer gab es zwar immer, aber alles in allem fühlte ich mich dort sehr wohl ... Aber dann, ab April 1933, wurde dies anders. Mein Vater, der seine Zahnarztpraxis in der Wilhelmstraße hatte, bekam zwei SA-Männer vor die Tür gestellt, und er durfte nur noch jüdische Patienten behandeln ... Mehrere Mädels in meiner Klasse waren Töchter von Kollegen meines Vaters, und von einem Tag auf den anderen waren jegliche bisher so gute Verbindungen abgebrochen. Ich war zu der Zeit die einzige Jüdin in der Klasse und kam auf ein Eselsbänkchen und musste Strafarbeiten machen, während die anderen in die Aula zwecks Ansprachen etc. gingen. Ich hatte noch ein

wenig Kontakt mit der einzigen Katholikin in der Klasse. In den Pausen waren wir jüdische Mädels dann unter uns.

Ich muss gestehen, dass die Lehrer außer wenigen Ausnahmen menschlich waren. Der schlimmste war der Musiklehrer, in dessen Unterricht auch Hitler-Lieder gesungen wurden, und die schlechteste Note in meinem Abgangszeugnis war Musik, obwohl ich sehr musikliebend war und Klavier spielte. Ich durfte weder Flöte spielen, noch im Kinderchor mitsingen! ... In besonders guter Erinnerung habe ich Frl. Falckenheiner behalten. Sie war im letzten Jahr meine Französischlehrerin und verschaffte meinen Eltern vor der Auswanderung eine Dame für französischen Unterricht. Sie kam eines Abends spät zu uns, weinend, wie sehr sie sich schäme, Deutsche zu sein. ... Dann war da noch Frl. Engelhard, die heimlich kam, wenn ich meine Strafarbeiten machte, um mich mit ein paar Worten zu trösten. Es war damals für das knapp 14jährige Kind, das ich war, sehr schwer, und nach den Osterferien 1934 bis zu unserer Auswanderung Ende April strampelte ich jeden Tag mit dem Rad zur Schule in der Hoffnung, es könne ein Wunder geschehen. Wenn das Leben in Kassel jeden Tag schwieriger wurde, so war es für mich doch unfassbar, von einem Tag auf den anderen alles stehen und liegen zu lassen.

Aus einem Brief von Ruth Baer, geb. Wertheim

Haifa, 31. März 1983

Ich war von Quinta bis Unterprima (1934) Schülerin der Malwida von Meysenbug Schule, machte sogar noch den Umzug von der Karlsstraße in das neue Gebäude, im Volksmund 'Backfischaquarium' genannt, mit. ... Ich war fast die ganzen Jahre die einzige jüdische Schülerin meiner Klasse und, da ich eine gute, enthusiastische und hilfsbereite Schülerin war, hat das wohl auch meine Stellung in der Klasse geformt. Ich hatte immer gute Freundinnen, nahm bis zuletzt an Wandertagen teil, obwohl ich mich erinnere, dass ich mich bei einem der letzten Ausflüge zur Ludwigsburg sehr schlecht fühlte, weil ich wusste, dass ich als Jüdin dort unerwünscht war. ...

Ich besuchte etwa 3 Jahre den Nachmittagsunterricht der jüdischen Gemeinde, da ich aus einem sehr assimilierten Haus kam, und plötzlich erkannte, dass ich Jüdin bin, ohne zu wissen, was Jude sein bedeutet. Dort lernte ich hebräisch lesen und etwas jüdische Geschichte und Gebete. Ich war ab 1933 Mitglied im „Hechaluz“ und einem jüdischen Jugendbund „Werkleute“, wo ich auch sehr aktiv als Führerin Gruppen leitete. ...

Rassenkunde wurde bei uns noch nicht so unterrichtet, dass es mir unangenehm war. Es war mehr biologisch aufgebaut. Auch im Deutschunterricht gab die Lehrerin uns immer auch ein allgemeines Thema, über das auch ich schreiben konnte. Mein Klassenlehrer war voller Verständnis und erlaubte mir auch inoffiziell, nicht an den Versammlungen und Hitlerreden in der Aula teilzunehmen. Auch unser Direktor, Dr. Becker, ein ehemaliger Volksparteiler, war rücksichtsvoll, aber es war ja auch erst 1933/34 ...

Andere waren Nationalsozialisten und ließen es mich spüren, aber sie waren gerecht und gaben mir die Noten, die mir zukamen. Es war für mich eingroßer Schlag, die Schule zu verlassen, nicht zu studieren, denn ich liebte meine Schule sehr, doch wusste man, dass man mich nach 1934 nicht mehr zum Abitur zulassen würde. ...

In späteren Jahren weiß ich, dass es gefährlich für Nicht-Juden war, nett zu Juden zu sein, was auch meine Mutter, die einen großen Kreis christlicher Freunde hatte, sehr zu spüren bekam. Nur sehr wenige hielten noch zu ihr, denn es bedeutete persönliche Gefahr. Bei meinem letzten Besuch in Kassel traf ich noch einen alten Jugendfreund und wir gingen in einsamen Teilen von Wilhelmshöhe spazieren. Trotzdem hatte ich dauernd Angst - seinetwegen.

Wenn ein Lehrer in die Klasse kam und mit dem Hitler-Gruß grüßte, war es auch ein schreckliches Gefühl, als einzige mit den Händen nach unten und an der Seite dazustehen. Meine Klasse war anständig zu mir bis zuletzt. Ich bekam den Hyperion von Hölderlin als Abschiedsgeschenk und, obwohl ich wusste, dass sie fast alle bis auf drei oder vier zu dem BDM gehörten, trugen sie mir zuliebe nie das Abzeichen in der Klasse; und nachmittags, wenn ich sie auf der Straße traf, sah ich sie damit rumlaufen. Ich verließ die Schule ohne Druck, aber weil ich wusste, dass man mich doch nicht zum Abitur zulassen würde, und weil meine Mutter

es für richtig hielt, mich – zwar gegen meinen Wunsch - nach England zu schicken. Denn ich war inzwischen der jüdischen Jugendbewegung der Werkleute beigetreten und die hat mir die Leere ersetzt und einen neuen Lebensinhalt gegeben. Ich wollte am liebsten nach Palästina gehen, aber meine Mutter bestand darauf, dass ich erst nach England gehe, um die Sprache zu lernen, und dort ermöglichten es mir Verwandte, eine Ausbildung als Kindergärtnerin und Montessori-Lehrerin zu haben, was mir auch später im Leben sehr geholfen hat. ...

Im letzten Jahr wurde ich aus dem Ruderverein rausgeworfen, weil er gleichgeschaltet wurde. ...

Ich erinnere mich nicht mehr genau, wann dies war, aber ich glaube, es war noch im Sommer 1933. An dem Boykott-Tag war ich nicht auf der Straße. Mein dreijähriger Vetter und meine Tante hielten sich bei uns verborgen, da mein Onkel Dispeker, Feuilletonredakteur am Kasseler Tageblatt, fliehen musste und sich verbarg. Er hatte in der Zeitung gegen Roland Freisler gesprochen und ihn den „Rasenden Roland“ genannt und auch sonst einiges Politische gegen die Nazis geäußert.

Aus den Lebenserinnerungen von Lisel Kahn, geb. Goldschmidt, geschrieben in Stockholm 1979 für ihre beiden Töchter

ERINNERUNGEN AN VERGANGENES

... „Und was verschwand
wird mir zu Wirklichkeiten ...”

Goethe

HERBST

Lebenserinnerungen werden im Nachsommer geschrieben. Wenn es auf den Herbst zugeht, ist es an der Zeit.

Denn die Sicht ist klar im Nachsommer, vielleicht klarer denn je. Fernes scheint so nah. Man muss sich beeilen mit dem Zurückschauen, ehe die Nebel die Sicht verhüllen. „septembrisch ward die Welt, das Herz, das Glück”, sagte Christian Morgenstern, der ja nicht nur Galgenlieder schrieb, sondern auch ernste Zeilen wie diese. So ist es.

Ich wollte, ich könnte - wie Fellini in seinem Film „Amarcord“ - meine Kindheit und Jugend so schildern, wie ich sie damals erlebte; sie mit den Augen des Kindes und des jungen Menschen betrachten und nicht durch die bifokale Brille der Erfahrung; sie wiedergeben mit den Proportionen, Farben, mit dem Schimmer, dem Glück und dem Schmerz der Jugend.

Versuchen will ich es. So sehe ich weit weg, wie durch ein umgekehrtes Fernglas, sehr deutlich alles, wie es damals war. Und Gefühle, Stimmungen, die ich längst vergessen glaubte, tauchen wieder auf.

In dem Trümmerhaufen, in den Kassel im Zweiten Weltkrieg verwandelt wurde, sind merkwürdigerweise die Stätten meiner eigensten Kindheitswelt unversehrt geblieben.

Ich habe sie wiedergesehen. Zum ersten Mal 1950, als von dem Zentrum der Stadt fast nichts mehr da war;

ich erinnere mich noch an den kalten Mond über der Steinwüste, die einst Königsplatz hieß (und - wieder aufgebaut - weiter so heißt). Und dann später, mehrmals, um meinen Onkel zu besuchen, der nach seiner Emigration wieder nach Kassel zurückzog.

Der Kirchweg steht noch, das Haus Kirchweg 80 ebenfalls. Die grünen Holzgitter vor unserem Wohnzimmerfenster, die meine Mutter sich hatte für ihre blühenden Topfblumen schreinern lassen, waren noch immer da. Man hatte sich nicht die Mühe gemacht, sie zu entfernen, obwohl sie gar keine Funktion mehr erfüllten, da gab es nicht einen einzigen Blumentopf. - Eine leere Hülle, ohne Seele. Tot. - Meine Spiel- und Versteckplätze um die Stadthalle herum fand ich wieder. Und auf Wilhelmshöhe die gleichen Wege, die Laubwälder, die Aussichtspunkte.

Kassel als Stadt ist für mich nur noch eine Stätte der Erinnerung und seit dem Tode meines Onkels habe ich dort nichts mehr zu suchen.

Im Mietshaus Kirchweg 80 wurde ich 1915 geboren und wohnte dort mit meinen Eltern, bis ich im Frühjahr 1934 Deutschland verließ und nach Schweden auswanderte.

MAIKÄFER FLIEG

Der Kirchweg war von dicht belaubten Linden umgeben; vom Balkon aus sah man direkt in sie hinein. Im Frühling wimmelte es dort von Maikäfern. Maikäferfangen war nicht nur erlaubt, es war beinahe schon ein „muss“ und gehörte zum Frühling wie Springseilspringen und Murmelspiel (nur in Kassel nannte man die Kugeln „Wackeln“, offenbar).

Maikäfer kamen in eine Schachtel und mussten dort bleiben, bis es dem Gefängniswärter-Kind gefiel, sie herauskrabbeln oder fliegen zu lassen.

„Maikäfer flieg

Vater ist im Krieg

Mutter ist in Pommernland

Pommernland ist abgebrannt -

Maikäfer flieg ... “

Diesen Reim sangen wir Kriegs- und Nachkriegskinder gern und oft. Als der erste Weltkrieg schon längst („unverschuldet und ungerechterweise“ - eine andere Version kannten wir nicht) verloren war, sangen wir ihn noch immer, ohne uns über den Inhalt Gedanken zu machen. So wurde von uns Kindern unbewusst und unterbewusst dieser Gram ins Erwachsenwerden, in die Hitlerzeit und den Zweiten Weltkrieg hinüber getragen.

Mir ist dies erst sehr viel später, ja vielleicht eigentlich erst beim Schreiben dieser Erinnerungen, bewusst geworden. Ob sich die deutschen, in Deutschland gebliebenen „Kinder“ von damals dessen wohl auch bewusst geworden sind?

In Schweden gibt es keine Maikäfer.

DIE VIER UND DIE EINS

In den Klang der bimmelnden Straßenbahn Nr. 4, die den Kirchweg hinauf und hinunterfuhr, mischten sich Glockenklänge einer katholischen Kirche am Fußende des Kirchwegs. Ich liebte diese Klänge sehr, fühlte mich geborgen mit ihnen.

Die Vier unterschied sich von allen anderen Elektrischen. Sie hatte noch immer ihre alten dunkelgrünen Wagen, als ich 1934 von ihr Abschied nahm, und sah aus wie eine liebe alte Frau mit runder Stirn und großen Augen, während die anderen Kasseler Straßenbahnen neue Wagen bekamen, die gelb (?) waren und strenge Gesichter hatten.

Die Vier machte einen schrecklichen Krach, keuchte beim Hinauffahren und quietschte mit den Bremsen beim Hinunterfahren, wobei dann auch ordentlich gebimmelt wurde. Ich durfte manchmal beim Fahrer vorn stehen und mit meinem kleinen Fuß auf einen blanken Knopf feste trampeln, so dass es bimmelte.

Während andere Elektrische kleine unvorsichtige Kinder zu überfahren pflegten, wurde so etwas niemals von der Vier behauptet. Die fuhr so langsam, dass ich nebenher laufen konnte, ohne je hinzufallen und mir die Knie aufzuschlagen.

Zu den „strengen“ Straßenbahnen gehörte die Eins. Sie hat mir viel zu denken gegeben.

Mit der Eins fuhr man nach Wilhelmshöhe. Die Wilhelmshöher Allee - Mittelscheitel der Stadt - hinauf.

Beim Hinauffahren hatte man die Wilhelmshöhe - mit Schloss und hoch oben den Herkules - vor sich, und bei der Fahrt zurück sah man hinunter auf die Stadt.

Genug: Die Eins fuhr also nach Wilhelmshöhe und wir mit, fast jeden Sonntag, wie Kasseler Familien es eben zu tun pflegten. Ich erinnere mich noch, von meiner frühen Kindheit her, an ein Schild beim Einsteigen in eine Elektrische: „Damen mit ungeschützten Hutnadeln werden gebeten ...“, Worum sie gebeten wurden, weiß ich nicht mehr. - Dagegen blieb es mir erspart - in der Straßenbahn wenigstens - das Schild „Juden unerwünscht“ auftauchen zu sehen, bevor ich Deutschland verließ. (An anderen, von früher vertrauten Stätten war es bereits da.)

Ende der sechziger Jahre verbrachte ich mit meinem alten Onkel zusammen eine Woche in Wilhelmshöhe. Und zum ersten Mal nach all den Jahren ging ich zur Straßenbahn, um in die Stadt zu fahren. Die Haltestelle lag genau da, wo sie früher war. Und da stand sie, an ihrer Endstation: die Eins.

Ich setzte mich in die Bahn und als einziger Fahrgast fuhr ich mit der Eins die Wilhelmshöher Allee hinab, die wie eh und je schnurgerade mitten durch die Stadt ging. Aber die Häuser, die dort an beiden Seiten gestanden hatten, waren fast alle weg - zum Teil ersetzt durch neue Bauten. Stand nicht da, rechts irgendwo, das „Rote Kreuz“, in dem meine totkranke Mutter 1938 nicht aufgenommen wurde, weil auch in Krankenhäusern „Juden unerwünscht“ waren?

Wohlbekannt waren die Haltestellen, die der Schaffner ausrief, aber nichts war wiederzuerkennen, nur der Name. Ich fuhr durch eine Gespensterstadt, mit einer Gespensterbahn, die immer noch „die Eins“ hieß. Absurd, spukhaft.. Wie in einem bösen Traum. Kafka..

Unglaublich eigentlich - sagte ich zu irgendjemandem - dass die Eins noch immer nach Wilhelmshöhe fährt - Und warum soll die Eins denn n i c h t nach Wilhelmshöhe fahren -? Die Antwort war ganz logisch, natürlich.

Warum soll sie nicht - aber wie k a n n sie nur?

Menschen, die ihr Leben lang mit ihr gefahren sind, wurden verfolgt und vernichtet - von anderen Menschen, die zusammen mit ihnen fuhren, ihre Gesichter kannten von eh und je her. Und diese wiederum wurden, viele von ihnen, ausgebombt. Nicht ein Stein liegt auf dem anderen dort, wo die Straße und ihre Querstraßen entlang gehen.

Aber die Eins fährt noch immer nach Wilhelmshöhe, in ihren alten Geleisen. Als ob nichts geschehen wäre.

DER STRUWELPETER UND WILHELM BUSCH

Während die meisten Märchen, besonders die Grimm'schen, mir große Angst einflößten, machten mir eigentümlicher Weise weder der „Struwelpeter“ noch „Max und Moritz“ etwas aus, solange ich Kind war. Auch andere Bücher von Wilhelm Busch las ich gern. Sie wurden von mir ebenso unkritisch wie von den anderen Kindern in Deutschland (und deren Eltern) geschluckt. Heute scheinen sie mir so sadistisch, so moralistisch und grausam, dass ich sie keinem Kind mehr freiwillig in die Hand drücken würde.

(...) Wilhelm Busch (schrieb ja) geniale Verse und seine Zeichnungen sind einzigartig. Auch seine Lebensweisheit und natürlich seinen Humor kann man weiterhin bewundern. Aber ich reagiere heute sehr stark gegen seine Bosheit, seinen Sadismus. Heute stößt es mich ab, dass Busch nicht nur die raffiniertesten, gemeinsten Bubenstreiche erfunden hat, sondern auch deren Opfer so lächerlich darstellte, dass sie einem noch nicht einmal leid taten („ihres Lebens schönster Traum! hing an einem Apfelbaum „ - ich kann nicht behaupten, dass ich die Witwe Bolte - damals - bedauert hätte). Gewiss, Max und Moritz bekamen (natürlich) ihre Strafe. Die Strafen waren eigentlich schrecklich.

Aber auch dagegen reagierten wir nicht. Ebensowenig wie gegen den Rassismus und ausgesprochenen Antisemitismus, den Busch in seinen Büchern an den Tag legt.

Wir alle hatten Wilhelm Busch bei unserer Auswanderung mit in unserem geistigen Gepäck. Wir zitierten ihn gern und oft. Erst durch eine schwedische Freundin wurde ich darauf aufmerksam gemacht, wie rassistisch Wilhelm Busch doch war. Es war noch im Anfang der Nazizeit, dass diese Freundin, die selbst Bücher schreibt, in ihm einen der geistigen Vorgänger der Nazis sah. Es gibt schon vieles, was dafür sprechen mag. z.B. die folgenden Verse und Zeichnungen, die sich nicht allzu sehr von denen, die später im „Stürmer“ auftauchen sollten, unterscheiden.

Aus der „frommen Helene“

“... und der Jud mit krummer Ferse

krummer Nas‘ und krummer Hos‘

schlängelt sich zur hohen Börse

Tiefverderbt und seelenlos ...”

mehr auf den folgenden Seiten — aus „Plisch und Plum“:

“kurz die Hose, lang der Rock,
krumm die Nase und der Stock,
Augen schwarz und Seele grau,
Hut nach hinten, Miene schlau –

Das ist Schmulchen Schievelbeiner,
Schöner ist doch unsereiner!“

DIE HÜTER MEINER KINDHEIT

Ja, ich empfand sie wirklich als solche. Mein Vater und meine Mutter waren für mich, das einzige Kind, die schützenden Mauern, die mein Elternhaus umgaben — das meine Burg war. (Ob wohl das Wort „geborgen“ von „Burg“ kommt - ?)

Meine Mutter war lebensfroh und heiter, trotz langjährigem schweren Herzleiden. Mein Vater war ein ruhiger, besonnener Mann, mit stiller, innerer Kraft. Er soll ein hervorragender Jurist gewesen sein und bei meinen späteren Besuchen in Kassel sprach man noch immer von ihm. Durch und durch von der deutschen Kultur geprägt, aber auch von der jüdischen Ethik, nach der er lebte, war er ein Träger der deutsch-jüdischen Synthese, aus der damals und auch schon früher viel Fruchtbare erwachsen war und sicher weiter hätte erwachsen können.

Der bittere, resignierte Mann, der 1939 nach Schweden kam - nach dreiwöchiger Haft im Konzentrationslager Buchenwald - hatte nicht mehr viel gemeinsam mit dem früheren Bild seines Selbst. Während meine Mutter trotz ihrer schweren Krankheit bis zuletzt ihre Seelenstärke bewahrte, war er mit einem Mal - und er war damals erst 56 Jahre alt - zu einem gebrochenen, unsicheren, in sich gekehrten Mann herangealtert.

Kurz bevor mein Vater - in der Kristallnacht, mehr davon später - ins Konzentrationslager kam, musste meine Mutter mit Ambulanz ins jüdische Krankenhaus nach Frankfurt transportiert werden, da kein Krankenhaus in Kassel Juden aufnehmen durfte, wollte oder konnte. Meinen hiesigen Verwandten gelang es umgehend, eine Aufenthaltsgenehmigung für meine Eltern in Schweden zu besorgen, woraufhin mein Vater dann aus dem Lager entlassen wurde, mit der Bedingung, innerhalb einer gewissen Frist Deutschland zu verlassen. Anfang Februar 1939 kam mein Vater somit nach Schweden. Meine Mutter konnte nicht so schnell fort und kam einen Monat danach, von einer jüdischen Krankenschwester bis zur Grenze begleitet. Mit übermenschlicher Energie hatte sie es noch fertig gebracht, die praktischen Dinge zu erledigen und - Abschied zu nehmen

Hier darf eins nicht vergessen werden: Vielleicht wäre es meiner Mutter doch nicht gelungen, dies alles zu überleben ohne die Hilfe unseres früheren Dienstmädchens, die sich heimlich zu ihr schlich und ihr half, mit rührender Liebe und Treue. Auf Grund der Rassengesetze hatte das Mädchen bei meinen Eltern aufhören müssen. Juden durften keine arischen Mädchen mehr haben, sofern diese nicht bejahrt (über 50, also aus den Wechseljahren heraus) waren. Begründung: Risiko für Rassenschande, verursacht durch den Herrn des

Hauses. Nein, ich spaße nicht, so ungeheuerlich das heute auch klingen mag. - Diese treue Seele also verlor also niemals ihre Menschlichkeit und setzte sich offensichtlich einer Gefahr aus, weil sie weiterhin den Kontakt mit meinen Eltern heimlich aufrechterhielt.

Ich wüsste heute niemanden anderen, von dem ich das behaupten könnte. Doch, ein Beispiel kann ich noch nennen. Das kommt später.

Mein Vater hat körperlich keinen Schaden genommen. Buchenwald war kein Vernichtungslager. Aber etwas in seiner Seele wurde vernichtet.

Wie so viele andere seines Schlages war mein Vater ein unbescholtener, angesehener und - sowohl als Mensch wie als Jurist - respektierter Mann. „Gesetzestreu“ — dies Wort mag, vielleicht auch im übertragenen Sinne, auf ihn passen. Er wurde also, erst langsam schleichend, dann mit plötzlicher Grausamkeit, r e c h t l o s , seines Berufes, seiner Wurzeln, seines Lebensraums und -unterhalts beraubt.

Als einziger Rechtsanwalt in Kassel hatte mein Vater ein „Repetitorium“, bereitete also Referendare zum Assessorexamen vor. Einer dieser Referendare war der spätere nationalsozialistische Staatssekretär und spätere Präsident des Volksgerichtshofs Roland Freisler, der ja Kasseler war. Schon vor der Machtergreifung durch Hitler hörte Freisler (natürlich), auf, meinen Vater zu grüßen. In der ersten Phase der „Reinigung“ des Juristentums von nichtarischen Elementen wurden drei jüdische Rechtsanwälte in Kassel (es gab deren viele, ich weiß die Zahl heute nicht mehr) als sogenannte Rechtsberater zugelassen. Mein Vater war einer von ihnen. Wir haben uns manchmal gefragt, ob dabei möglicherweise eine heimliche Wertschätzung oder Dankbarkeit von Freisler meinem Vater gegenüber mitgespielt haben mag.

Mein Vater ist seine Bitterkeit nie mehr ganz losgeworden, auch wenn er allmählich wieder zu manchen seiner seelischen und geistigen Ressourcen zurückfand, die sein Grundwasser waren, nicht zumindest dank der Enkelkinder und dank des Wiederauflebens eines seiner früheren Wirkungskreise, im jüdischen Rahmen, hier in Schweden. Arbeit bekam er keine. Als deutscher Jurist konnte er hier nichts anfangen, und zu einer Umsattlung war er - leider - nicht mehr fähig.

DIE FAMILIE

Wir hatten eine große Familie, in Kassel und auch in umliegenden Dörfern wie Hoof und Zimmersrode. Mein Vater hatte vier Brüder. Einer ist im ersten Weltkrieg gefallen.

Ein Bruder wanderte mit seiner Familie vor 1933 nach Amerika aus, wo er Verwandte seiner Frau hatte. Der jüngste Bruder, ebenfalls Jurist wie mein Vater, entkam in letzter Minute vor dem Krieg nach England mit seiner Familie. Nach dem Krieg wurde ihm angeboten, nach Deutschland zurückzukehren und einen hohen Richterposten zu bekleiden. Er nahm das Anerbieten an - es war ihm nie gelungen, innerlich von seiner Heimatstadt loszukommen - und er kam zuerst ans Oberlandesgericht in Kassel und schließlich als Senatspräsident nach Frankfurt/M, wo er dann starb. Für meinen Vater, den man auch gebeten hatte, zurückzukommen, war eine solche Rückkehr undenkbar.

Der vierte Bruder und die ganze übrige Familie wurden deportiert. Wo sie umgekommen sind, haben wir nie in Erfahrung bringen können.

Meine Verwandtschaft mütterlicherseits waren zum großen Teil holländische Juden. Die meisten von ihnen, darunter auch ein kleiner Junge von 9 Jahren, sind, als die Nazis nach Holland kamen, deportiert worden und umgekommen. Ein Zweig der dortigen Familie, der von holländischen Bauern versteckt gehalten wurde (ähnlich wie im Tagebuch der Anne Frank beschrieben), hat gottlob überleben können.

„HEIMAT“

Bevor das Wort „Heimat“ anrühlich wurde in Deutschland, bevor es sich als Kern von schwülstigen Slogans entpuppte, „Blut und Boden“-Geschmack bekam, war es für mich ein Sammelbegriff für alles, was zu meiner Welt gehörte. Der Kirchweg, der Hindenburgplatz, Wilhelmshöhe, die Dörfer um Kassel, in denen Verwandte wohnten, das weiche Landschaftsbild, Parks, in denen ich spielte. Gänseblümchen. Buchenwälder. Dazu gehörten auch die Menschen um mich herum: meine Eltern, Familie, Freunde. Die Klasse, die Schule, die Nachbarn im Haus, die dort genau so lange gewohnt hatten wie wir, Bäcker und Gemüsehändler, und so weiter. Wie wir alle bin ich mit deutschen Liedern aufgewachsen - Wiegenliedern zuerst, dann Kinderliedern, Volksliedern, Schnaderhüpferln. Jawohl, auch Märsche und Soldatenlieder gab es, aber aus denen habe ich mir nie viel gemacht. Und allmählich kamen klassische Töne hinzu.

Der Begriff „Volk der Dichter und Denker“ wurde auch von mir voll und ganz akzeptiert. Dass es auch andere Völker mit Dichtern und Denkern gab als das deutsche, kam eigentlich nur selten zum Ausdruck. Das deutsch Gedichtete und Gedachte flog mir wie gebratene Tauben in den Mund. Zuhause gab es Lektüre genug, und ein belesener Vater und dito Onkel sorgten dafür, dass es mir schmeckte. Auch die Schule tischte mir vieles gut und schmackhaft auf. - Die Gemäldegalerie in Kassel blieb für mich auch später der Ausgangspunkt für mein Kunstinteresse. U. a. gab es da in der Gemäldegalerie einen wundervollen Rembrandt „Jakobs Segen. Als ich ihn bei einem Besuch in Kassel in den 60er Jahren wiedersah, standen zwei ältere Damen davor. Die eine sagte: „Aber s i e war doch wohl kein Jüdin, Josefs Frau - ?“ Vorhang.

Irgendwo habe ich also den Stempel „Made in Germany“ auf Zeit und Ewigkeit sitzen.

In dem Gewebe von einst, das ich hier Stück für Stück zusammensuche, waren die deutschen und die jüdischen Fäden eng miteinander verknüpft. So eng, dass es schwer und schmerzlich war, sie voneinander zu trennen, sie auseinanderzureißen, als die Umstände es erforderten. Es ist heute schwer, wenn nicht gar unmöglich, aus dem Gedächtnis das ursprüngliche Gewebe zu rekonstruieren, die alten Muster wiederzufinden. Farben sind verblichen, stellenweise ist der Stoff zerrissen, verbrannt, durchlöchert. Flicker kamen darauf, neues wurde hinzugesellt, neue Konstellationen ergaben sich. Was ich hier aus dem Arsenal meiner Erinnerung hervorhole, sind also Bruchstücke der einstigen Muster, die - aus ihrem Zusammenhang gerissen - vielleicht nicht immer recht zusammenpassen. Fragmente also. Fetzen.

Mein Judentum - so wie ich es damals auffasste - war ohne weiteres auch in meinem Heimatbegriff enthalten. Es war unsere Lebensform. Die jüdische Gemeinde, die Sinai-Loge, das jüdisch-kulturelle Leben, ja auch die Synagoge - alles gehörte dazu, und so lässt sich mein damaliges Judentum nicht aus seinem lokal bedingten Zusammenhang heraus nehmen. Während ich natürlicherweise Teile meines deutschen Ichs abgelegt habe und jetzt wie einen Packen vergilbter aber unversehrter Briefe wieder hervorhole, um noch einmal darin zu lesen, darüber nachzudenken, hat das Jüdische in mir weitergelebt. Es wurde, als alles andere zusammenstürzte, das Fundament, auf dem ich mein weiteres Leben aufbaute ...

Die Synagoge in Kassel war im maurischen Stil gebaut. Sie stand etwas abseits, ein Stück vom Königsplatz entfernt, auf der Unteren Königstraße. Vor der Nazizeit wachte zwar Gott, wie es heißt, „über unseren Eingang und unseren Ausgang“, aber ein ungeschriebenes Gebot schrieb uns vor, uns nicht zu lange vor der Synagoge aufzuhalten, so wenig wie möglich „aufzufallen“. Dennoch waren die jüdischen Feiertage jedermann bekannt. In Kassel, wie auch in anderen deutschen Städten, waren viele jüdische Geschäfte dann geschlossen, jüdische Angestellte bekamen frei und jüdische Kinder gingen an den Tagen nicht in die Schule. Es gab ja auch Katholiken, die ihre eigenen Feiertage hatten und bei denen es in dieser Beziehung ähnlich zuzuging.

BLONDE JÜDIN VOM KIRCHWEG

Meine ersten Erinnerungen an Judenhass hängen mit dem Kirchweg und seinen Nebenstraßen zusammen. An der zweiten Nebenstraße links erwartete mich eine Schar von Kindern, die, wenn sie mich sahen, im Singsang losschrien: Blonde Jüdin vom Kirchweg - Blon-de Jüüü-din vom Kirch-weg. Sie schrien nur, ließen mich aber sonst im Allgemeinen in Ruhe. Nur einmal im Winter bewarfen sie mich mit Schneebällen, in denen Steine waren. Es bekam ihnen schlecht, da ein Erwachsener Zeuge war und es anmeldete. Blaue Flecken blieben mir also erspart - außer in der Seele.

Der Hass und die Freude darüber, dass sie mich mit dem Geschrei immer in die Flucht jagten, war echt. Es war ein doppelter Hass. Ich war nicht nur Jüdin, ich hatte auch noch die Frechheit, nicht so auszusehen. Meine Nase hatte noch nicht begonnen, sich zu biegen und kein Kind in der ganzen Gegend hatte so hellblonde Haare wie ich.

Übrigens hasste ich dieses helle Haar; und in meiner Kindheit bedeutete es große Belastung. Beide Eltern waren dunkelhaarig und die übrige Familie auch, alle meine jüdischen Freundinnen sahen so aus, wie es sich gehörte, hatten schwarze oder braune Haare und meistens auch dunkle Augen (die „deutschen“ Kinder übrigens auch oft...). Ich empfand mich also selbst als irgendwie „regelwidrig“. ... Besonders bei der - vielleicht nicht immer gut gemeinten - Frage: „Wo hat denn das Kind nur die schönen blonden Haare her?“ - Als dann später in der Rassenkunde über germanische Merkmale gesprochen wurde, wurde der Umstand, dass ich die hellsten Haare in der ganzen Schule hatte, durchaus unangenehm.

DAS HAKENKREUZ UND DAS KREUZ

Ich sehe mich mit einem Stückchen Kreide in der Hand herumgehen und Hakenkreuze an den Hauswänden der Kattenstraße in Quadrate, mit vier Vierecken darin, verwandeln. Es muss dies schon vor 1925 gewesen sein, denn ich ging noch ins Kästnersche Lyzeum, und die Hakenkreuze stammten von einem Kind aus meiner Klasse, das sie trotz meiner Bemühungen immer wieder schön erneuerte.

Das Hakenkreuz, ja. Und das Kreuz? Wie war es mit dem Kreuz?? In der Schule wurde ich mit Jesus bekannt. Überall, wo es schön war, war Jesus mit dabei. Überall hing er an der Wand, in der Schule und in den Wohnungen meiner Mitschülerinnen, ob sie nun katholisch oder evangelisch waren. Lichtgestalt mit Heiligenschein, im blauen Mantel, und mit milden, blauen Augen. Dass er nichts mit uns Juden zu tun hatte und wir nichts mit ihm, das wusste ich ja schon vorher. Aber dass wir ihn ermordet hatten, das lernte ich in der Schule, und zwar sehr bald. Ich nahm nicht am christlichen Religionsunterricht teil, weiß also nicht, wie Geistliche, Lehrer (und Eltern) den Kindern den Text des Neuen Testaments auslegten. Aber die Betrachtungsweise, was Juden anlangte, vom christlichen Gesichtspunkt aus gesehen, die bekam ich durch die Reaktion meiner Mitschülerinnen zu spüren. Dass Jesus selbst Jude war, was ja nunmehr betont wird, davon war in meiner Schulzeit niemals die Rede. Niemals.

...WEHT DIE FAHNE SCHWARZ-WEISSROT

Über dem Deutschland meiner Jugend wehte - offiziell - die Fahne schwarz-rot-gold. Die Fahne des Versailler Friedens, der Weimar-Republik, der Demokratie. Aber für die kaisertreuen, patriotischen, deutsch-nationalen Deutschen waren die Farben schwarz-weiß-rot durchaus nicht vergessen. Sie waren in ihren Herzen bewahrt worden - wie auch der nicht gewonnene Sieg. Beides sollte wieder auferstehen, in der Hakenkreuzfahne, bzw. in dem Schrei der Nationalsozialisten „Sieg Heil“.

Schwarz-weiß-rot war treu-deutsch, war Vaterlandsliebe, Mut, Ehre, war Frontkämpfer, „als wir vor Verdun standen“, Kriegskameraden, Helden, Siege. War Deutschland, Deutschland über alles. Ich empfand Unbehagen diesen Farben gegenüber; sie symbolisierten etwas, was uns fremd war und wo wir nicht hingehörten. Schwarz-weiß-rote Bändchen saßen hinter den Fotografien von Kriegshelden, mit Eichenlaub daneben, mit schwarzem Trauerflor, wenn der Betreffende gefallen war, schwarz-weiß-rot schmückte Bilder in Riesenformat von Bismarck, Hindenburg, Ludendorff. Zum Eisernen Kreuz gehörten diese Farben und zu vaterländischen Kriegserinnerungen.

Der Gram über den verlorenen Krieg, der Feindeshass, die Selbstbemitleidung, all dies war selbst in meinen unschuldigen Kinderbüchern enthalten („Nesthäkchen und der erste Weltkrieg“ z. B.), in denen der Patriotismus als selbstverständliche Ingredienz mit hineingebacken war. Ich las diese Bücher mit großer Begeisterung und merkte nichts von alledem, es geht mir eigentlich erst jetzt beim Schreiben richtig auf. Da gab es einen Kanarienvogel, den „Nesthäkchen“ - nach dem Sieg bei Tannenberg - liebevoll „Hindenburg“ taufte, da gab es eine verhasste „Polin“ in ihrer Klasse, die sich glücklicherweise als rein deutsch und Tochter eines gefallenen Offiziers entpuppte, so dass die Kinder sich schämten, sie vorher schlecht behandelt zu haben, und so weiter.

Bei uns in der Familie gab es keine Heldenverehrung und kein Sich-Sonnen in Kriegserlebnissen, obwohl drei meiner Onkel im Krieg waren. Nur Trauer um meinen gefallenen zweitjüngsten Onkel, an den ich mich nicht erinnere, und um den Bruder einer Verwandten, der ebenfalls gefallen war, und dessen Namen nicht genannt werden konnte, ohne dass meine Tante weinte. Über den Krieg wurde selten gesprochen.

Ich sehe diese meine Tante auf unserem Balkon stehen. Unten marschierten deutsche Männer vorbei (ich erinnere mich nun nicht mehr, ob es Mitglieder des Stahlhelm oder schon SA-Leute waren), singend im Marschtakt. Aus dem Verein ehemaliger Frontsoldaten waren die Juden da schon längst herausgeworfen worden. Meine Tante weinte und wollte nicht aufhören und schließlich sagte sie leise: „Und dafür musste mein Bruder David sterben!“ - Die deutsche Rechte - die Deutsch-Nationalen, Adel, Offiziere, Gutsbesitzer, Junker, die Mitglieder des „Stahlhelm“ - waren schwarz-weiß-rot bis ins Mark hinein. Rassenhass und Judenfeindlichkeit gehörten von alters her mit dazu.

Wie konnte es geschehen, dass wir nicht schon damals diese Signale hörten? Das kann man sich leicht jetzt fragen, wo man weiß, wozu sie führten. Alle diese Stimmungen und Strömungen, die ich hier versucht habe, herauszuschälen (wie man eine Zwiebel schält, ich war auf all das übereinander Geschichtete gar nicht gefasst, als ich anfing), waren natürlich da und ich habe sie erlebt. Aber sie standen doch nicht im Zentrum meines Lebens, anfangs, gehörten mehr zur Peripherie.

SCHULFREUNDINNEN UND -FEINDINNEN

Im Gegensatz zu Erich Kästners: „Die Schule, wo ich viel vergessen habe, bestritt seitdem den größten Teil der Zeit“, so hat die Schule bei mir zwar einen großen Teil der Zeit „bestritten“, aber das meiste habe ich nicht vergessen. Ich war eine sogenannte gute Schülerin, das Lernen fiel mir leicht und machte mir Freude. Nachdem ich eines Tages aus der Hülle des „Tugendschafs“ herausgekrochen war und normal fleghaft wurde, war ich auch normal beliebt. Nun bekam ich meine erste „richtige“ Schulfreundin. Wir waren Gegensätze in jeder Beziehung, aber waren unzertrennlich und blieben es viele Jahre lang. Sie war bei uns Kind im Hause, durfte oft bei uns übernachten, gehörte dazu.

Lange vor Hitler muss es schon gewesen sein, dass diese Freundin sich plötzlich mit einem anderen Mädels in der Klasse befreundete, die dann als erste der Klasse Nazi wurde. Freundschaft braucht nicht ewig zu halten, das wissen wir ja alle, aber für diese „beste“ Freundin hörte ich von einem Tag zum anderen auf zu existieren, ohne dass es einen äußeren Anlass dafür zu geben schien. Sie streifte mich sozusagen ab wie ein

unbequemes oder schmutziges Kleidungsstück und warf mich weg. Hörte auf mich oder meine Familie zu grüßen, wandte sich ab, wenn sie mich sah. Hatte plötzlich ein Parteiabzeichen an. Kannte mich nicht mehr, hatte mich nie gekannt. Das war der Anfang.

Als „Zwischenspiel“ kann ich von meinem ersten Freund reden, mit dem es mir ähnlich erging. Er war, wie man das nannte, wenn man in die Tanzstunde ging, mein „Tanzstundenherr“. Außerhalb der Tanzstunde hatten wir uns nicht viel zu sagen, aber dennoch blieben wir eine ganze Zeit lang befreundet, auch noch nachher. Jeden Morgen holte er mich mit dem Rad ab und fuhr mich in die Schule, bevor er sich selbst in die Schule begab. Dass er Antisemit sein könnte, wäre mir nicht im Traume eingefallen. Einmal aber sah ich in seinem aufgeschlagenen Notizbuch, dass hinter Lisel Goldschmidt unter der Rubrik „Besondere Merkmale“ stand: „Nase konvex“. Er beging da den Fehler, das Buch hastig zuzumachen und, bis an die Haarwurzeln errötend, zu sagen, er habe das nur „zum Spaß“ geschrieben. Kurz darauf blieb er morgens weg. Ohne Erklärung. Von anderen hörte ich dann, er sei gerade der Führer der Nazigruppe in seiner Schule geworden. Wir hatten 1931. Kassel war nicht sehr groß, man ging täglich aneinander vorbei. Auch er sah weg oder sah durch mich hindurch, und die anderen des Wilhelmsgymnasiums, mit denen ich zusammen in die Tanzstunde gegangen war, allmählich auch.

**ROTE KIRSCHEN ESS ICH GERN
SCHWARZE NOCH VIEL LIEBER
IN DIE SCHULE GING ICH GERN
ALLE JAHRE WIEDER ...**

Die Melodie und die Worte kommen mir oft in den Sinn. als Assoziation sowohl zu Kirschen wie zu Schule

Ich kam mit sechs Jahren in die Schule und weinte dabei sehr - trotz Zuckertüte (warum, weiß ich nicht mehr). Kinder mit Zuckertüte wurden damals fotografiert, und auch ich wurde zum Fotografen Nehrdich geschleppt. Nehrdich war Spezialist für Kinderköpfe, und es wurde kein „Zuckertütenbild“ sondern ein Meisterwerk von einem Brustbild, das überall in Kassel ausgestellt wurde, unerträglich lange, zur Verzweiflung des Fotoobjektes.

Nehrdich wurde sehr früh Nazi, und Juden hatten bei ihm nichts mehr zu suchen. Der Zufall wollte, dass ich, als ich im Sommer 1935 noch einmal zu Besuch in Kassel war, in einer Ausstellung seiner Bilder landete. Und plötzlich stand ich, tief erschreckt, der Riesenvergrößerung meines 6-jährigen Ichs gegenüber; die eine ganze Wand einnahm. Dem Urbild eines „germanischen“ Kindes, hellblond, helläugig, mit kleiner, gerader Nase (jajawohl, damals hatte sich noch nicht gebogen, was ein Häkchen werden wollte ...), das mich über nackte Kinderschulter hinweg mit aufmerksamem und ernstem Blick ansah. Eigentlich hätte ich es ihm sagen sollen, dem Herrn N., aber das wäre damals unmöglich gewesen. So wie die Dinge standen, habe ich mich ganz schnell inkognito wieder herausgeschlichen. Völlig absurd - und schrecklich. Noch heute kann ich nicht darüber lachen, obwohl man es eigentlich sollte

Die ersten vier Schuljahre ging ich ins Kästnersche Lyzeum eine Privatschule mit nur weiblichem Lehrpersonal, einer besonders verbitterten, zerknitterten Kategorie, die sehr stark auf Autorität hielt. Es war schön, dann mit 10 Jahren in die Sexta der „Studienanstalt“ zu kommen. Meiner Erinnerung nach ging die Studienanstalt dann in die Malwida von Meysenbug-Schule über, als dieses Schulgebäude fertig wurde. Dort blieb ich bis zum Abitur 1934. In die Schule ging ich gern. Wäre ich gern bis zum Schluss gern gegangen. Hätte ich gern bis zum Abitur gegangen sein wollen.

Wir waren eine wirklich nette Klasse, die meisten von uns blieben die ganzen Jahre zusammen. Es war eine begabte Gesellschaft, da blühte Humor, Musikalität, Esprit, da wurden geniale Ideen in die Tat umgesetzt. Die Klasse war sehr darauf bedacht, einen guten „Klassengeist“ - so nannten wir es damals - zu entwickeln, ein Solidaritätsgefühl besonderer Art, auf das wir sehr stolz waren. Alle Voraussetzungen waren also da - und das will ich eben mit dem oben Gesagten zum Ausdruck bringen -, dass diese begabte, intelligente, solidarische Klasse, dass unsere Lehrer, von denen einige wirklich hervorragende Persönlichkeiten gewesen sein mögen, dass der Direktor der Schule, Dr. Becker, ein angesehener und maßvoller Mann, sich später nicht so benommen hätten, wie sie es taten. Aber leider benahmen sie sich eben nicht anders. Ihr Versagen und ihre ungeheure Feigheit ist mir heute noch unverständlich. Menschen wie du und ich normale, anständige Menschen mit ethischen Grundsätzen, mit Denk- und Urteilsfähigkeit, ließen nicht nur Grausamkeiten geschehen, sondern wurden selbst unmenschlich und grausam - in einem noch frühen Stadium sogar. Es wird davon noch die Rede sein.

Ich habe vor mir das deutsche Philo-Lexikon - wahrscheinlich die letzte Auflage, die noch herausgegeben werden konnte copyright 1934, gedruckt 1935. Darin sind etwa 90 deutsch-jüdische Organisationen verschiedenster Art aufgeführt. Viele von diesen wurden damals schon „abgewickelt“ (oder waren es schon) oder starben eines (un)natürlichen Todes, während andere an Bedeutung gewannen. Die Juden waren schon damals aus den meisten deutschen Organisationen ausgeschlossen worden und Selbsthilfe durch Vereinigung und Zusammenhalt konnte noch einige Zeit einen gewissen inneren Halt geben. Unter anderem im „Kulturbund Deutscher Juden.

In Kassel trat er schon in Aktion, als ich noch da war, d. h. wahrscheinlich um 1933 herum, wenn nicht schon früher. Er spielte eine große Rolle. Als man als Jude nicht mehr ins Theater oder zum Konzert gehen und auch keine Vorträge oder andere kulturelle oder gesellschaftliche Arrangements besuchen durfte, wurden kulturelle Veranstaltungen mit jüdischen Gästen - oft berühmten - arrangiert. Prominente, die also nicht mehr auf treten durften und auf jüdische Auditorien angewiesen waren. Ich kann nur davon sprechen, was in dieser Hinsicht „zu meiner Zeit“ geschah, d. h. vor April 1934. Ob auch diese kulturellen Veranstaltungen nachher verboten wurden oder zu gefährlich wurden, darüber kann ich mich nicht äußern. Als ich noch in Deutschland war, gingen wir zu allen diesen Veranstaltungen, jung und alt. Selbstverständlich. An einem dieser Kulturabende sah und hörte ich Martin Buber reden. Ich verstand nicht viel davon, Martin Bubers Philosophie war damals noch zu hoch für mich. Was uns Martin Buber hauptsächlich nahe brachte, war die Übersetzung der Fünf Bücher Moses, die er zusammen mit Franz Rosenzweig herausgab. (Franz Rosenzweig - geb. in Kassel, hatte in Kassel gewohnt und gewirkt - einer der größten jüdischen Philosophen der damaligen Zeit). In jüdischen Kreisen wurde viel von ihm gesprochen. Ich selbst habe ihn leider nicht „erlebt“: aber einer meiner Religionslehrer, ein ebenfalls hochgelehrter Mann namens Dr. Lazarus, war mit ihm sehr befreundet gewesen.)

JUDEN UNERWÜNSCHT - JUDA

VERRECKE

... auch in den Hitlerjahren, die ich in Deutschland miterlebte - 1933 und einige Monate 1934 - kamen ja nicht gleich alle Signale auf einmal. Es ist dies alles vielleicht einer schleichenden Krankheit vergleichbar, von der man langsam angegriffen wird, ohne dass man es recht merkt, und von der man nicht wahrhaben will, dass sie lebensgefährlich, ja todbringend, sein kann ... Dazu kam, dass man es einfach nicht für möglich hielt, dass in dem Deutschland, das man ja liebte, so etwas passieren konnte. Sicher würde es bald vorübergehen

Ich selbst bin von vielem verschont geblieben; aber von so manchem blieb ich nicht verschont. „Juda verrecke“ habe ich in Riesenbuchstaben an Wänden und Schaufenstern geschrieben gesehen; „Juden unerwünscht“ an den Eingängen von Geschäften, in denen wir gekauft haben, und von Gasthäusern und Konditoreien, in denen wir Stammgäste waren. Marsch- und Kampflieder bekam man überall zu hören, die einem die Seele zerrissen. Beim Horst-Wessel-Lied lief es einem kalt den Rücken hinunter, ganz zu schweigen von „Wenn’s Judenblut vom Messer spritzt, dann geht’s nochmal so gut“, das schon in den ersten Nazijahren fleißig gesungen wurde. Plötzlich hörten die Hausbewohner auf zu grüßen.

Geschichtsverfälschung in der Schule war bisweilen schon vorher vorgekommen, je nach Lehrer. Turnen (Leibesübungen) wurde zum Hauptfach erhoben. Rassenlehre und Eugenik erhielten höchste Priorität im Biologieunterricht, mit der Lehre vom germanischen Übermenschen und der Minderwertigkeit ‚nichtarischer Rassen‘ im Schlepptau. Eine Biologielehrerin hatte anfangs den Mut zu sagen, es gäbe keine überlegenen Rassen, alle hätten gleichen Wert. Sie durften dies nur einmal tun, wurde von der Klasse angezeigt, bekam einen Rüffel von oben, knirschte hörbar mit den Zähnen, aber musste gehorchen. Der Deutschunterricht wurde „gleichgeschaltet“ mit dementsprechenden Aufsatzthemen.

Einer meiner jüdischen Freunde wurde kurz nach der „Machtübernahme“ in einem Keller in Osnabrück von den Nazis halb totgeschlagen. Ich besuchte ihn einige Tage später und werde den Anblick nie vergessen. - Ich erinnere mich, wie die Bücher aus dem Geschäft des jüdischen Buchhändlers in der Oberen Königstraße aus den Regalen gerissen, auf die Straße geworfen und zertrampelt wurden. Die von oben beorderten Bücherverbrennungen „zersetzender“ Literatur kamen dann später.

Zersetzend war auch Heine, der bis dahin als Klassiker gegolten hatte und danach bewertet worden war. Aber er hatte auch das „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ geschrieben, das überall gesungen wurde - ein Lied, das in deutschen Herzen stark verankert war, so stark, dass es sich eben nicht herausreißen ließ. Was tat man? Man ließ es dem Volk, strich Heine als Verfasser und schrieb in die Liederbücher stattdessen „Deutsches Volkslied - Unbekannter Dichter“.

Was im „Völkischer Beobachter“ und im „Stürmer“ stand, konnte man überall in Schaufenstern und -kästen in aufgeschlagenen Exemplaren beschauen und in sich aufnehmen, ob man wollte oder nicht. Mit Schmähungen der Juden und Karikaturen fürchterlichster Art. Ein Gedicht im „Völkischer Beobachter“ habe ich mir gemerkt; ich gelobte mir damals, es nicht zu vergessen, um es einmal in besseren Zeiten zitieren zu können - als Zeugnis dessen, welche geistige Nahrung damals serviert und geschluckt worden ist. Voila:

Hinweg mit diesem Wort, dem bösen
mit seinem jüdisch-grellen Schein
nie kann ein Mann von deutschem Wesen
ein Intellektueller sein.

An die „Machtübernahme“ selbst und an den Boykott jüdischer Unternehmen am 1. April 1933 erinnere ich mich nur schwach. Wir fuhren zu unseren Verwandten, die am weitesten außerhalb der Stadt wohnten, und blieben dort den ganzen Tag. Die Verheerung der eingeschlagenen Fenster und die geschmierten Beschimpfungen waren jedoch nicht zu übersehen, als wir wieder in die Stadt kamen. Auch nicht eine Gruppe Juden, die mit Schildern umgehängt mitten auf der Königsstrasse vorwärts getrieben wurden.

Der „Reichstagsbrand“ ist mir noch sehr klar in der Erinnerung: unser Geschichtslehrer stürzte ins Klassenzimmer, außer sich vor Empörung und fast weinend, um uns zu erzählen, dass die „Kommunisten“ den Reichstag in Brand gesteckt hätten. Niemand in der Klasse zweifelte daran, dass es wahr war (und der

Lehrer bestimmt nicht). Zu Hause ahnte man schon, dass es nicht wahr war, dass es die Nationalsozialisten selbst waren, die es taten.

Meine krassesten seelischen Erlebnisse hängen mit der Schule zusammen. Nette, solidarische, intelligente Menschen verwandelten sich auf einmal in eine feindselige Mauer. Persönlichkeiten, die man bewundert hatte ob ihrer Geistigkeit und der Ethik ihrer Gesinnung, ließen sich von der Massenhysterie aufsaugen, redeten Quatsch und wurden Feiglinge. Um es nun zu verallgemeinern. Ich glaube nicht, dass ich in meinen vorherigen Beschreibungen die Klasse, die Lehrer überreklamiert habe; genausowenig, wie ich jetzt übertreibe. Das ist eben das Unfassbare und bleibt es weiter für mich, die Verwandlung der Menschen, die man für grundanständig gehalten hatte. Vorbilder, manche von ihnen. Freunde, manche von ihnen. (Auf einige Erlebnisse persönlichster Art will ich hier eingehen:)

ARIER UND NICHTARIER

In den Jahren vor dem Abitur waren wir vier jüdische Mädels in der Klasse. Allmählich kam es dazu, dass wir „Nichtarier“ in der Pause abseits von den anderen, für uns allein, standen. Zu Nichtariern wurden auch Mitschülerinnen mit jüdischer Großmutter gestempelt, die Christen waren. In unserer Klasse gab es ihrer zwei. Ich hatte davon keine Ahnung gehabt (solche Geheimnisse wurden lange gut gehütet), aber die Klasse hatte es herausbekommen. Sie gehörten also dann zu uns.

Die „jüdische Großmutter“ spielte bei der Befolgung der Rassengesetze, bzw. der Verfolgung der Juden, im nationalsozialistischen Deutschland eine große Rolle, vor allem bei dem Begriff der „Rassenschande“. Es wurden dabei Menschen betroffen, die einen „rassenmäßig“ gesehen, jüdischen Elternteil hatten. Dass sie christlich erzogen waren, - vielleicht war schon der „nichtarische“ Elternteil, vielleicht sogar schon die „jüdische Großmutter“ getauft gewesen spielte dabei keine Rolle. Es wurden da also Menschen verfolgt, die von ihrem „Judentum“ niemals etwas gewusst hatten.

So ging es einer ehemaligen Kinderfreundin von mir. Sie war Christin, ihr Vater war Christ, ihre Mutter kam aus jüdischem Hause, aber war schon getauft und fühlte sich als Christin. Die Mutter hatte dem Kind nie etwas über ihre jüdische Abstammung gesagt. Als meine Freundin dann erwachsen wurde (da wohnte sie nicht mehr in Kassel, aber man wusste voneinander) und einen „reinrassigen“ deutschen Mann heiraten wollte, zeigte es sich, dass sie „Mischling“ war, wovon weder sie noch ihr Freund eine Ahnung hatten. Heirat hätte „Rassenschande“ bedeutet. Sie blieben zusammen, so lange es ging, ohne verheiratet zu sein, bis auch das zu gefährlich wurde. Der Mann gab sein Studium auf und beide flüchteten zusammen ins Ausland, wo sie in sehr armseligen Verhältnissen leben mussten. Sie, meine Freundin, ist kurz darauf gestorben, was zwar nichts mit den Umständen zu tun gehabt haben soll. Aber es macht ihr Schicksal besonders tragisch.

Bevor es zu der Isolierung auf dem Schulhof kam, war etwas anderes geschehen.

In den letzten Schuljahren machte unsere Klasse jedes Jahr einen mehrtägigen Ausflug zusammen mit einem Lehrer. Man übernachtete in einer Jugendherberge und hielt eine Art Seminar, mit Unterricht und Diskussion. Beim letzten Ausflug ging es zum Meißner, wo wir einige Tage verbringen sollten. Es war nicht davon die Rede gewesen, dass wir jüdischen Mitschülerinnen nicht teilnehmen sollten, und so gingen wir also mit. Am ersten Abend saß die ganze Klasse mit Lehrer um ein Feuer, man sang Lieder und spielte auf mitgenommenen Instrumenten. Am Tag hatten wir Unterricht mit Diskussion. Am zweiten Abend befanden wir Jüdinnen und „Mischlinge“ uns plötzlich völlig allein im Schlafsaal, während die anderen, wie wir hören konnten, einen munteren Abend verlebten. Wir saßen also versteinert auf unseren Betten, zum ersten Mal kollektiv aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, der wir während der ganzen Schulzeit angehört hatten und in der wir aufgewachsen waren. Am nächsten Morgen hatten wir alle Unterricht, als ob nichts geschehen wäre, und am Abend saßen wir Nichtarier also wieder allein im Schlafsaal auf unseren Betten. Ich habe mich manchmal gefragt, wie ein Klassenlehrer es fertig bringen konnte, da mitzumachen. Denn natürlich war er

beiden anderen dabei, und ich glaube kaum, dass man ihm den Grund unserer „Abwesenheit“ verheimlicht hätte ... Gottlob ging es am Morgen darauf nach Hause. Von da an blieben wir also, wie gesagt, in den Pausen allein.

DER „DEUTSCHE GRUSS“

Den Direktor der Schule - Dr. Becker- hätte ich schon längst vergessen, außer als brillanten Redner und einstige Kulturpersönlichkeit in Kassel, wenn wir nicht eine so unsympathische Begegnung gehabt hätten, dass ich noch heute jeden Zug aus seinem Gesicht und den Klang seiner Stimme aufs Genaueste beschreiben könnte. Ich muss da vorher erwähnen, dass dieser Dr. B. der Leiter der Volkspartei in Kassel gewesen war, ein gemäßigter und beliebter Mann, von dem überall seiner Gesinnung wegen viel gehalten wurde. Auch in jüdischen Kreisen schätzte man ihn.

Eines Tages musste auch auf unserem Schulhof die Hakenkreuzfahne gehisst werden; der Direktor tat es persönlich, wozu er wahrscheinlich gezwungen war. Der Schulunterricht wurde „völkisch“ und natürlich „von oben“ dirigiert. Auch der Hitlergruß wurde obligatorisch, wie überall. Wir jüdischen Schülerinnen brauchten, das verstand sich von selbst, nicht die Hand mit „Heil Hitler“ zum Gruß zu erheben.

Indessen wurde dieser Direktor, nachdem er sein bisheriges Ich abgelegt hatte (wir glaubten erst, er hätte es nur zum Schein getan, weil er musste) ein furchterregender und gefürchteter Machthaber, der seine Schule mit eiserner Hand im nationalsozialistischen Geist leitete. Vielleicht war er gerade seiner vorherigen, bekannten Gesinnung wegen auch hierzu gezwungen. Eines Morgens stieß ich auf ihn im Korridor der Schule auf den Weg in meine Klasse. Ich sagte „Guten Morgen“ und wollte weitergehen. Er hielt mich an und donnerte los: So grüße man nicht, hier in seiner Schule hätte ich „Heil Hitler“ zu sagen und den Arm zu heben, bitte sehr. Ich war wie versteinert und brachte stotternd heraus, dass ich ja Jüdin sei (was er durchaus wusste). Wir Juden waren ja in der verrückten Situation, dass wir noch nicht einmal recht wussten, ob wir nicht mit „deutschem Gruß“ zu grüssen brauchten oder ob wir es gar nicht durften. Es wurde jedenfalls nicht getan. Es war eine völlig absurde Aufforderung.

Er muss die Situation genossen haben, der Herr Direktor. Wir waren allein im Gang, niemand sah oder hörte uns, und er brauchte weder „so tun als ob, noch sich als Nazi schlimmster Sorte aufzuspielen. Diesmal wäre er zu nichts gezwungen gewesen, es gab kein Publikum. Er sagte: „Und bitte laut, so dass man es hört.“

GRETCHEN UNERWÜNSCHT

Unseren Deutschlehrer bewunderte ich sehr, wie wohl jede seiner Schülerinnen es getan hat. Nicht nur seines großen Wissens wegen, sondern hauptsächlich wegen seines gütigen Wesens und der Art, zu unterrichten, in der es nichts von autoritärem Zwang gab.

Einige literaturinteressierte Schülerinnen schlossen sich zu einem Studienzirkel zusammen (oder Arbeitsgemeinschaft nannte man es wohl), ich gehörte dazu, und auf unsere Bitte hin wurde dieser Lehrer der Leiter der Arbeitsgemeinschaft. Wir lasen „Faust“ mit verteilten Rollen, etwa ein Jahr brachten wir damit zu. Mir wurde die Rolle des Gretchen zugeteilt. Wir waren etwa zehn Teilnehmerinnen und die Gruppe „tagte“ abwechselnd zu Hause. Wir waren zur letzten Szene des Faust gekommen; dieses Mal sollte das Zusammensein zu Hause bei mir stattfinden. Das nächste Mal wollten wir mit einem neuen Stück beginnen. Kurz vorm Nachhausegehn kam eine unserer Vertrauensschülerinnen zu mir, nahm mich zur Seite und ließ mir von dem Lehrer sagen: Man habe ihm nahegelegt, nicht zu einer Jüdin nach Hause zu gehn. Er hätte daher angeordnet, dass die Gruppe sich anderswo zu treffen hätte. Dies „ließ“ er mir also bestellen. Vielleicht war es diese Feigheit - die ich ihm nicht zugetraut hätte - die mich am meisten enttäuschte.

Ich war außer mir. Brachte gerade noch heraus, dass ich dann natürlich nicht mehr dabei sein könne (völlig überflüssig natürlich). Ja, dafür hätte man Verständnis. (Protestierte da etwa jemand? 0 nein, ich „wurde gegangen“, wie wir es damals ausdrückten) Ich war natürlich keine Ausnahme. So etwas war dann allmählich an der Tagesordnung. „Doch wem es just passiert, dem bricht das Herz entzwei“ um nochmals mit Heine zu reden. Obwohl ja Herzen gar nicht so leicht entzwei gehen.

Fausts Gretchen starb also ohne meine Mitwirkung ... Der Studienkreis existierte fröhlich weiter, Klar. Der Lehrer leitete ihn weiter - warum auch nicht? Irgend ein Wort des Bedauerns, vielleicht von seiten des Lehrers oder der anderen Goetheaner ... ? Nein. Und dabei war es damals noch früh. Menschlichkeit kostete noch nicht Kopf und Kragen.

BENNO

Bevor ich die Schulkavalkade beschließe, will ich noch einige Worte über unseren langjährigen Klassenlehrer und späteren Lateinlehrer sagen. Er ist inzwischen gestorben, aber nennen wir ihn weiter „Benno“ wie einst. Benno verlor nach dem Kriege als „alter Nazi“ seinen Lehrposten, habe ich gehört. Und faktisch war er als erster unter den Lehrern der Partei beigetreten. Ein überzeugter Nazi war er auch, patriotisch, „Kommunistenfresser“, alles was dazu gehörte.

Nein, alles nicht. Denn als einziger meiner Lehrer blieb er menschlich und mitfühlend. Wenn ich als Zeuge hätte auftreten müssen, als man ihn zur Rede stellte, hätte ich mein Äußerstes getan, um mich für ihn auszusprechen. Jedenfalls für die Zeitperiode, in der ich ihn kannte. Warum? Darum.

Unser Abitur wurde mit einem Examen in „Leibesübungen“ eingeleitet, einem enormen sportlichen Ereignis, zu dem halb Kassel zusammenströmte, im Stadion, wenn ich mich nicht sehr irre. Die ganze Schule, Lehrer, Eltern waren Zuschauer und was weiß ich wer noch. Turnen war wichtig und eine schlechte Note in diesem Fach konnte einem das ganze Abitur verderben. Jede von uns wurde einem Lehrer „zugeteilt“, der aufpassen und Urteil abgeben musste. Er musste für jede Übung Noten geben. Unsere Turnlehrerin hatte die Hände voll (Pfeife, Stoppuhren) und hatte nichts mit den Noten zu tun. Sie hasste mich und hatte alles getan, um mich zu trakassieren. Sie hatte schon vorher ihr Urteil abgegeben, was in meinem Fall, das wusste ich, „mangelhaft“ oder sogar „ungenügend“ werden sollte. (In Klammern kann ich hierzu bemerken, dass die Turnlehrerin und der Musiklehrer die größten - und frühesten - „Judenfresser“ waren und es in keiner Weise verhehlten.)

Ich war eine schlechte Turnerin, besonders beim Geräteturnen. Eine Übung konnte ich absolut nicht fertigkriegen, nämlich Purzelbaum vom Sprungbrett über den Kasten. Gut war ich zwar im Hochsprung, aber das half mir nicht viel. Eine Übung nicht mitzumachen bedeutete die schlechteste Note. Ich bekam Benno als „Richter“ Ich machte es schlechter denn je, hatte schreckliche Komplexe. Zu der Sache mit dem Purzelbaum konnte ich mich einfach nicht überwinden und versuchte ganz einfach, mich möglichst unbemerkt wieder hinten anzustellen.

Als alles vorbei war, kam Benno zu mir und sagte: „Na, das ging doch alles ganz schön. Aber sagen Sie mal, die Übung mit dem Purzelbaum - das ging wohl nicht?“ „Nein“ - „Sie sind gar nicht hingegangen, nicht wahr?“ „Stimmt“ - „Na, dann ist es ja gut, dass ich zufällig gerade weggeguckt habe, ich habe das nämlich gar nicht gemerkt.“ So bekam ich „genügend“ im Abiturzeugnis. Und dann fügte er hinzu: „Sollten Sie in Not geraten, so wissen Sie ja, wo ich wohne.“ - So will ich ihn in Erinnerung behalten....

ENDE UND ANFANG

Einige Tage darauf war Abschlussfeier in der Aula der Schule. Man sang „Wir sind jung, die Welt steht offen, o du schöne, weite Welt“ Ich sang nicht mit, saß mit bitter verschlossenem Mund inmitten von Menschen, zu denen ich nicht mehr gehörte. Die Welt, so glaubte ich, war für Menschen wie mich verschlossen und das Lied war, dort, bittere Ironie.

Aber ganz so wurde es dann doch nicht. Etwa sechs Wochen später versuchten verständnisvolle neu gewonnene Freunde, schwedische Studenten, mir den Text des schwedischen Studentenliedes beizubringen und den Inhalt zu erklären, damit auch ich es mitsingen könne. Es handelte von Jugend und Hoffnung.

Aus einem Brief von Gretchen Witepski

London, 30. Januar 1983

Hauptsächlich war der Biologieunterricht für jüdische Schülerinnen nicht angenehm. Man hörte von der Herrenrasse und der Minderwertigkeit der anderen. Wir mussten unsere Urahnen aufspüren und manche Mädels konnten auf Riesenrollen hinweisen, dass sie bis 1600 oder so rein arisch waren. Meine Großeltern, von meines Vaters Seite, waren aus Russland geflohen, zur Zeit der Pogrome, und ich konnte nicht viel weiter als bis dahin. Aber meine Mutter kam von einer ostpreußischen Landjudenfamilie, die sehr lange dort ansässig gewesen waren. Mein Vater war naturalisierter Deutscher und stolzer darauf als mancher, der es von Geburt war. Er hatte vier Jahre in Frankreich und Belgien im 1. Weltkrieg in den Schützengräben gelegen. Unsere Namen waren auch, außer dem meiner Schwester Eva, sehr deutsch: Wilhelm, Günter, Friedrich und ich, Gretchen. Die Jungen waren auf dem Friedrichsgymnasium. Bevor wir diese Dinge über Rassenkunde hörten, rief mich Dr. ..., der diesen Unterricht gab, zu sich und erklärte mir, er sei gezwungen, diese Dinge durchzunehmen, und ich sollte es nicht als persönliche Beleidigung ansehen. So kam eines Tages eine Dame und hielt einen Vortrag, und am Ende stellte sie dann einige der verschiedenen Rassentypen vor. Zum Erstaunen aller wurde ich dann als Exemplar der nordischen Rasse gezeigt. Sie kannte uns nicht, und sie wusste sicher nicht, dass jüdische Schülerinnen anwesend waren. Ich sah scheinbar nichtjüdisch aus, denn zwei junge SS-Männer wollten mit mir ausgehen und standen vor der Schule, um mich nach Hause zu bringen.

Aus einem Aufsatz einer nichtjüdischen Schülerin

Schädelmessungen

Eines Tages, als wir ins Biologiezimmer kamen, rief es von allen Seiten: „Wir machen heute Schädelmessungen, prima, nicht?“ Wir waren riesig erfreut und wollten das gleich in unser unwürdigen Weise kundtun, aber im rechten Augenblick fiel uns ein: „Untersekunda“. Da wurde es gelassen. Unterdes suchten wir uns schon die Opfer aus, deren Schädel nach unserer Meinung für eine Messung in Frage kamen. Hie Hanni, die Ursula, die sollten die würdigsten Vertreterinnen des Kurzschädels sein ...

Wir lernten zunächst an dem Totenschädel, den unsere Schule als Anschauungsmaterial besitzt, die Messungen vornehmen und die Berechnungen ausführen. ... Dann durften wir selbst die Messungen an unseren Mitschülerinnen vornehmen und das Gelernte anwenden. Natürlich entbrannte der Streit wieder, ob

Hanni oder Gisela den bezeichnendsten Kurzschädel hätte. ... Ursel stellte einen Rekord auf. Ihr Schädelindex betrug 66%, ihr Gesichtsindex genau 100%. Nun kamen unsere beiden Sorgenkinder an die Reihe; erwartungsvoll sahen wir zu. Aber was für eine Bestürzung auf der einen, welche Genugtuung auf der anderen Seite, als Hanni einen Langschädel und trotz ihrer „Knustebäcken“ ein Langgesicht hatte. ...

Aus einem Brief von Ajalah Silber, früher Ilse Oppenheim

Kfar Mordechai, 30. Dezember 1982

Zu der Zeit war es für uns, die jüdischen Schülerinnen, unmöglich, weiter zu lernen. Rings um uns war Hass und Feindschaft, kein Mensch akzeptierte uns mehr, wir waren Dreck. Vaters Bruder, Onkel Julius, wurde geschändet. Man rasierte ihm die Haare vom Kopf und misshandelte ihn. Er musste mit einem Schild auf die Straße: „Ich bin ein Schwein. Ich habe mich mit einer Arierin abgegeben.“

Ich hatte vorher viele Freundinnen. Wir besuchten uns gegenseitig, spielten und lernten. Plötzlich war alles aus. Wenn ich morgens in die Klasse kam, rümpften sie die Nase: ja, was stinkt denn da so? - Ah, das jüdische Schwein, das immer Knoblauch frisst! Auch die Lehrer beachtetten uns nicht mehr, und die Noten wurden immer schlechter. Ob ich in dieser Atmosphäre von selbst ging oder rausgeschmissen wurde, bleibt sich gleich.

Meine Schwester Ruth wurde nach vier Jahren Volksschule in keine höhere deutsche Schule mehr aufgenommen. Ich selbst verließ die Malwida von Meysenbug-Schule, weil man mich einfach herausekelte. Lehrer und Schülerinnen, mit denen ich jahrelang befreundet gewesen war und gut gestanden hatte, beschimpften mich. Ich wurde gezwungen, jeden Morgen ‚Heil Hitler!‘ zum Aufhängen der Fahne im Schulhof mitzuschreien - man boykottierte mich. Ich besitze noch ein Freischwimmerzeugnis, das ist alles. Meine Schwester Alice war die einzige jüdische Schülerin ihrer Klasse am Oberlyzeum. Direktor Friedrich stand unter dem Druck der Nazis und bat unsere Eltern, sie aus der Schule zu nehmen.

Aus dem Aufsatz einer nichtjüdischen Schülerin einer 7. Klasse aus dem Schuljahr 1933/34

Flaggenehrung

Nun wurden die Flaggen gehisst. Wir standen noch genauso stramm wie vorher da. Erst wurde die schwarz-weiß-rote Fahne, unsere alte deutsche Fahne, hochgezogen und dazu das Deutschlandlied gesungen. Wir sangen es in der Überzeugung, dass nichts höher ist, als unser geliebtes Vaterland. Dann wurde die Hakenkreuzfahne, die Fahne des jungen Deutschland, gehisst. Jetzt sangen wir mit Stolz und Freude das Horst-Wessel-Lied, und wir gelobten uns alle im Stillen, mit unserem Führer für Deutschland zu kämpfen und immer unsere Pflicht zu tun. Wie die Fahnen im Wind flatterten und die ganze zu Schule vor ihnen stramm stand, das hat einen unvergesslichen Eindruck auf mich gemacht. Als ich so die ganze Schule geschlossen stehen sah, dachte ich bei mir: So steht das ganze Volk hinter seinem Führer.

Aus einem Brief von Ajalah Silber

Kfar Mordechai, 20. Februar 1983

Ich war schon ziemlich früh in einer zionistischen Jugendbewegung. Mein ganzes Bestreben war, nach Israel zu kommen, um beim Aufbau eines neuen jüdischen Staates mitzuhelfen, in dem Land, welches uns der Bibel nach Gott geboten hat. Das Land unserer Stammväter und Ahnen - Israel!

Als ich aus der Schule kam, schrieb ich mich, ohne das Wissen meiner Eltern, zur „Jugend-Alijah“ ein. Das waren Gruppen jüdischer Kinder von 15 -17 Jahren, die man zusammenstellte, um sie zur Rückkehr nach, Israel vorzubereiten. Die Engländer regierten in Israel und die Zahl der Zertifikate war sehr begrenzt.

Jede Gruppe musste für 4 - 6 Wochen oder länger in ein Lager, wo man uns auf unser neues Leben vorbereitete. Das Lager befand sich auf einem Bauernhof, und wir verwöhnten kleinen Kinder arbeiteten dort und lernten die neue Hebräische Sprache, jüdische Geschichte usw. Das brachte uns als Gruppe zusammen.

Schon damals waren die Landesgrenzen geschlossen und viele konnten keine Zertifikate bekommen. Ich war unter den Glücklichen, die es erhielten. Doch nun kam das Schwerste, es meinen Eltern mitzuteilen. Natürlich ahnten sie schon damals, dass es für Juden keine Zukunft mehr in Deutschland gab. ...

...Man konnte das Haus schon nicht mehr verlassen. Alle deutschen Freunde, Bekannte, Nachbarn verpönten uns als Juden, wir wurden angespuckt, boykottiert. So waren meine Eltern schweren Herzens einverstanden, mich nach Israel zu schicken.

So kam der Tag der Abfahrt aus Kassel, nie werde ich den Abschied am Kasseler Bahnhof vergessen. Wir waren drei Kinder, die auswanderten. Meine Eltern und Geschwister begleiteten mich, ich ging zwischen Vati und Mutti auf und ab und Vati weinte, so wie ich ihn noch nie im Leben gesehen hatte. Ich hielt mich zusammen mit Mutti tapfer, er weinte und konnte nicht aufhören, bis ich in den Zug stieg und wir losfuhren. Mein Vater lief nach und weinte, er wurde immer kleiner, bis er verschwand - für immer. Da saß ich alleine im Zug- alles brach aus mir aus: Warum? Meine so schöne Kindheit, mein Elternhaus - alles verschwand auf ewig.

Wir jungen Kinder empfanden damals sicher alle dasselbe. Da fuhren wir durch halb Europa nach Triest - einer neuen Zukunft entgegen. Dort bestiegen wir das Schiff, das uns nach Israel brachte.

... Als ich von weitem schon die Küste Israels sah, war es für mich wie eine neue Welt - eine neue Heimat. Zuerst begrüßte uns eine Gesandte unseres zukünftigen Kibbuz und gab jedem einen neuen hebräischen Namen. Zwei Jahre blieben wir dort und lernten Hebräisch, Landeskunde, jüdische Geschichte, die Bibel, Zionismus und alles über die Gründer und Führer des Landes. Es war für uns interessant und mitreißend, wir lernten, das Land und die Menschen zu ehren und zu lieben.

Nach dem Lernen gingen wir bis abends arbeiten, meistens verrichteten wir Landarbeit. Es war neu und machte viel Spaß und wer von uns hatte schon jemals körperlich gearbeitet? Damals gab es noch viele Araber im Land und schon bald, 1937, brachen die Unruhen aus. Jeder Weg wurde unsicher, sie legten Minen, schossen auf den Verkehr, überfielen die Siedlungen, und es gab schon damals Opfer.

... Der größte Teil des Landes war nicht bebaut, im Süden die Wüste, sonst Steine und Sümpfe. Unser Ziel war die Neubesiedlung, der Neuaufbau, aber nie war es ruhig. ... Unser neuer Platz lag am Chula-See (heute schon ausgetrocknet). Ringsum waren Sümpfe und niemand von uns blieb von der Malaria verschont. Wir lernten Fischen und auch ich als junge Frau fuhr mit den Männern auf den See. Es war gefährlich, denn immer wurde auf uns geschossen. Auch arbeitete ich in Sodom am Toten Meer bei einer Hitze von 45 - 50° C. Wir wohnten dort unkomfortabel in Zelten, aber wir waren jung und arbeiteten auf ein gemeinsames Ziel hin. Geld war überhaupt nicht wichtig, was brauchten wir schon! Viele Lieder wurden gesungen, nur eins begleitete uns als Schatten des Gedenkens an die Eltern und all das, was wir in Deutschland verlassen hatten.

**Aus einem Brief von Meta Oppenheim, der Mutter von Ajalah Silber, an ihre Tochter in Palästina
Kassel, 27. August 1938**

Also zunächst möchte ich im Namen des lieben Vatis ganz herzlich danken für Deine so überaus lieben und herzlichen Glückwünsche zum Geburtstag. Ich weiß nicht, ob Vati in Frankfurt dazu kommen wird, Dir zu schreiben, und wenn, dann sicher auch nur einen Kartengruß. So lieb hast Du an den guten Vati gedacht, und er hat sich so gefreut - ich kann es Dir nicht genügend versichern. Der Tag ging leider, wie jeder andere, ruhig in seinem alten Geleise an uns vorüber. Am Abend war Onkel Julius zum Essen bei uns, dann gab es noch eine Tasse Kaffee, ein Stück Kuchen, und alles war aus. Weißt Du, Ille, nun alles ruhig und kinderlos bei uns geworden ist, kommt auch nicht mehr die richtige Stimmung auf. Das Leben ist ernst und hart an uns heran getreten, die Frage bleibt zu lebendig in uns: Was wird 'Morgen' sein? Und gut ist, dass uns niemand diese Frage beantworten kann.

Ich weiß nicht, ob wir Dir schon einmal geschrieben haben, dass der liebe Vati ab dem 30. Sept. nicht mehr reisen darf. In der Stadt kann er noch seine Kunden besuchen, aber es gibt kaum noch jüdische Geschäfte, und da bleibt nicht mehr viel zu tun. Ab ersten Sept. habe ich noch unser Speisezimmer vermietet. Ich helfe, so gut es geht, aber auf die Dauer wird es nicht ausreichend genug sein. - Doch immer kommt man ein bisschen weiter, und das ist die Hauptsache. ...

Freust Du Dich eigentlich auch, wenn Tante Else ins Land kommt? Es wird in Kürze sich vieles in der Familie vollziehen. Onkel Friedrich, Tante E. und Tante Kerlchen, alles liebe, wertvolle Menschen, werden uns verlassen. Gert ist seit einiger Zeit in Dortmund in einer Schlosserei, und es gefällt ihm ganz gut. Seine Arbeit macht ihm viel Spaß und er hofft wohl, dass Onkel V. ihn mal anfordern wird. - Die Berichte von Walter schickt Dir Alice ein - wohl immer ein; der Junge hat sich gut eingelebt. Es ist eine große Freude für Tante Kerlchen - ich freue mich so für sie, es ist doch eine große Erleichterung für die Tante. ... Schmerzlich bewegt muss ich heute schon daran denken, wenn auch sie uns verlassen wird.

Ruthelchen schreibt nach wie vor vergnügt aus Frankfurt. Der heutige Tag ist besonders glücklich für sie, wenn sie ihren guten 'Vati' bei sich hat. In vier Wochen, so Gott will, ist sie wieder hier. Dann sind die hohen Feiertage. Ich muss immer staunen, wo die Zeit bleibt. - Nun ist Alice mit Ben auch schon ein Jahr im Lande. Wo ist dieses eine Jahr geblieben? Ille, und schon 1 ½ Jahr ist es her, dass wir beide glücklich zusammen waren. - Ja, das war herrlich. Und ob es noch einmal so sein wird?

Die Unruhen im Lande sind erschreckend. Wir lesen ja die Berichte. Sag mal Ille, ich dachte, in Jaffa wohnten gar keine Juden mehr, die wären vor ein paar Jahren restlos wieder abgewandert und hätten sich in andere Städte verteilt. Und nun hört man immer wieder von Zusammenstößen zwischen Arabern und Juden. Wie ist das nun? - Du hast vollständig Recht, wenn Du jetzt nicht zu Alice und Ben fährst, denn überall treten doch die Unruhen auf, die Überfälle auf Autos sind leider keine Seltenheit. Da heißt es besonders Vorsicht nehmen. Ich selbst hätte mich riesig gefreut, wenn Ihr Geschwister mal wieder zusammen gekommen wäret. Aber so ist es besser. Ihr seid sicher aufgehoben. Ich las jetzt, dass in der Nähe von Raanana auch ein Überfall war. So ist man immer in Sorge und jeder Tag bringt etwas Neues.

Wann wird endlich einmal, Allüberall, die ersehnte Ruhe, der Frieden, kommen?

(Meta Oppenheim und ihr Mann Albert wurden 1941 deportiert und fielen dem Völkermord zum Opfer.)

Erinnerungen von Hilde Berndt an ihre Mitschülerin Lisel Israel (1985)

Lisel Israel wohnte mit ihren Eltern und einer alten Tante in einer kleinen Wohnung im ersten Block, rechts von der Schule aus gesehen. Die Eltern lebten sehr bescheiden und hatten keine Möglichkeit auszuwandern. Lisel hätte mit einem Kindertransport nach England auswandern können, aber da sie das einzige Kind war, wollte sie ihre Eltern nicht verlassen. Lisel und ich waren unzertrennlich, und sie verließ die Meysenbugschule 1937 gleichzeitig mit mir, da das Leben dort nicht zu ertragen war. Sie hat nie eine

Handelsschule besucht, wie es in ihrem Abgangszeugnis steht. Wir waren befreundet bis zu meiner Auswanderung im Februar 1939, und ich habe danach nie mehr etwas von ihr gehört.

(Lisel Israel gilt als „im Osten verschollen“ Sie ist dem Völkermord an den europäischen Juden zum Opfer gefallen. Seit 1985 erinnert ein Gedenkzeichen in der Heinrich-Schütz-Schule an sie und die anderen jüdischen Schülerinnen.)

Der Verfolgung entkommen? – Lebensrückblicke

Ruth Rosenthal, geb. Engelbert (Johannesburg/Südafrika - 1984)

Persönlich habe ich darunter gelitten, dass ich meine Schulbildung abbrechen musste und es kein Leben für uns Juden in Deutschland mehr gab. Im neuen Land musste ich sofort arbeiten, um Geld zu verdienen und ein neues Heim aufzubauen.

Hilde Berndt, geb. Cramer (Santiago de Chile- 1984)

Meine beiden Söhne sind mit Chileninnen verheiratet, haben Kinder und fühlen sich als Chilenen. Ich lebe nun 45 Jahre hier und könnte mich sehr schwer woanders eingewöhnen. In den Jahren 1956 und 1973 besuchte ich Kassel ... In die Meysenbugschule bin ich nicht gegangen, da ich keine gute Erinnerung daran hatte ... Ich bekam zweimal 5000 DM dafür, dass ich die Schule nicht beenden konnte. Die Jahre, die ich unter dem Hitlerregime gelitten habe, sind nicht mit Geld wieder gutzumachen. Trotzdem ich versuchte, vieles aus dieser Zeit zu vergessen und mich an etwas Erfreuliches zu erinnern, ist mir dies leider nicht gelungen.

Annemarie Hoffa de de Aguirre, geb. Hoffa (Santiago des Chile (1984)

Ich bin Chilenin, aber doch eigentlich Deutsche; ich bin Christin, obwohl doch Jüdin. Muttersprache habe ich keine, Deutsch habe ich nie recht gelernt, im Spanischen merkt man den Ausländer. Unsere Kinder sprechen nur Spanisch und Englisch, denn als sie ins Schulalter kamen, waren die chilenischen deutschen Schulen noch nicht entnazifiziert; der Vater spricht neben dem Spanischen nur Englisch."

Susi Halfon, geb. Aschner (Ft. Lauderdale/USA- 1984)

Schritt für Schritt und Pfennig für Pfennig haben wir unser Leben erkämpft. Es war grausam und unbeschreiblich, wie wir manchmal nicht wussten, wovon wir am nächsten Tag leben würden ... Ich könnte Bände schreiben - Aufregungen, Herzerreißen, Angst, Panik, Trostlosigkeit, Verzweiflung - es nimmt kein Ende. Aber: Wir haben es geschafft. Wir haben über dreißig Verwandte verloren, die im Konzentrationslager umgekommen sind. Das Herzleid ist groß und lässt nicht nach.

Annemarie Hoffa (Santiago de Chile - 1984)

Nun bin ich fast 60 Jahre alt, Großmutter von fünf Enkelkindern, denen ich versuchte, ihre Abstammung zu erklären. Ich erzähle ihnen vom Habichtswald im Herbst und Winter, von der Aue und der Fulda, in der ich schwimmen lernte, als ich gerade fünf war. ... Das große Unrecht ist, das Leben anderer zu nehmen; aber ein ebenso großes Unrecht ist es, ihnen das zu nehmen, was sie zu Menschen macht: Die Heimat, die Sprache, die Erziehung zum Überleben. Dies habe ich spontan, mit dem Lexikon zur Rechten geschrieben. Mit schwerem Herzen, im Gedanken an die vielen Millionen von Menschen, die in den Tod gesandt wurden - unter ihnen natürlich auch Verwandte und Freunde.

Lisel Kahn, geb. Goldschmidt (Stockholm/Schweden - 1983)

. . . was des Mitnehmens wert war und mir noch heute wertvoll ist an deutschem Kulturgut, das lebt in mir noch heute weiter. Wie auch die Sprache, obwohl schwedisch meine eigentliche Umgangs- und Schriftsprache geworden ist. Aber wenn ich von ‚bei uns‘ spreche, dann meine ich nicht Kassel und Deutschland, dann meine ich faktisch Stockholm und Schweden. Dennoch kann ich mich kaum als Schwedin` bezeichnen. Meine einzige wirkliche Identität, die mir geblieben ist, ist die jüdische. Die ich von Hause mitbekommen habe und die unversehrt geblieben ist und im Laufe der Jahre verstärkt und erweitert wurde. Dabei hat natürlich auch Israel mitgewirkt, als das Land, das uns aufnehmen würde, wenn so etwas noch einmal nötig werden sollte.

Ajalah Silber (Kfar Mordechai/Israel – 1983)

Die Zeit verrinnt schnell und jetzt leben wir ganz anders, aber immer noch herrscht keine Ruhe. Wir haben nur ein Bestreben, wir wollen endlich einmal friedlich leben wie alle anderen Völker. Jedes Jahr begehen wir hier den Gedenktag an den ‚Holocaust‘. Er fängt an mit dem Heulen der Sirenen an jedem Platz hier. Jeder Mensch steht diese Minuten still. Autos und Verkehr bleiben stehen und ruhen, jegliche Arbeit wird unterbrochen, Schulkinder stehen still. Es ist ein inneres und äußeres Weinen all derer, die hier leben.

Nie werden wir das vergessen - wir Kinder und Kindeskinde - nie !

Quellen:

- Dietrich Heither/Wolfgang Matthäus/Bernd Pieper, Als jüdische Schülerin entlassen. Erinnerungen und Dokumente zur Geschichte der Heinrich-Schütz-Schule in Kassel, Kassel 1984 (2. Aufl. Kassel 1987)
- Schulakten der Heinrich-Schütz-Schule in Kassel
- Archiv der WERKSTATT GESCHICHTE an der Albert-Schweitzer-Schule in Kassel
- Malwida von Meysenbug-Schule, Jahrbuch 1933/34